

<b>Zeitschrift:</b>	Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
<b>Herausgeber:</b>	Franz Otto Schmid
<b>Band:</b>	4 (1909-1910)
<b>Heft:</b>	11
<b>Artikel:</b>	Pfarrer Milders Versuchung
<b>Autor:</b>	Geering, Martha
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-748127">https://doi.org/10.5169/seals-748127</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

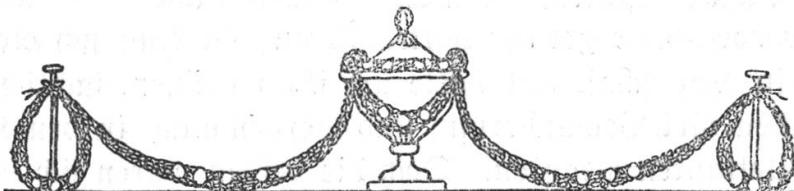
über alle Halbheit und Korruption dieser erbärmlichen Welt wird zum größern Wegebahner, der erst vernichtete und alsdann schuf. . . .

Was tot ist, läßt sich nicht zum Leben lügen,

Was tot ist, muß hinab den dunklen Pfad.

Das Tote kann nur fruchten, wenn wir's pflügen

Als Nahrung für die frischgestreute Saat. . . .



## Pfarrer Milders Versuchung.

Novelle.



Is wir Kinder erwachsen waren, gingen wir am liebsten zur Kirche, wenn etwa einmal Professor Milder Gottesdienst hielt. Es war in seiner Predigt immer, als trate man mit ihm einen steilen, beschwerlichen Weg an, einen ungewöhnlichen, der an ein besonders hohes Ziel führte, und, nachdem man jede Mühsal der Steigung ausgekostet, als erreiche man endlich einen Gipfel, der einen ungeahnt weiten, herrlichen Blick öffnete. Und mit dem mutigen Gefühl, einen gewagten Weg gemacht zu haben und unerschrocken noch manch einen ähnlichen vor sich zu sehen, verließ man seine Ansprache, eine reiche Schwere in der Seele tragend.

Wenn wir aber zu Hause etwas von dem Erlebnis verlauten ließen, so sagte wohl meine Mutter: „Der gute Milder wird wieder sich selber gepredigt haben.“ Und wenn man in sie drang, worauf sie diese Vermutung gründe, so erzählte sie, jedesmal die Einzelheiten etwas verändernd und Rede und Antwort frei behandelnd, eine Geschichte aus Professor Milders jüngeren Jahren, von der man zwar nicht wußte, woher sie sie hatte, nach deren Ursprung man aber nicht fragte. Denn Mutters Geschichten waren so selbstverständlich wahr wie irgend eine urkundliche Ueberlieferung.

Pfarrer Milder war als Student eine jener glänzenden Erscheinungen gewesen, wie sie Studierende der Theologie öfters darstellen. Er hatte flott getanzt, hatte sein Geigenspiel nicht nur zum Ständchenbringen, sondern auch zur freudigen Belebung mancher Geselligkeit angewandt, hatte auf einem Liebhabertheater die Charakterrollen gespielt und war für die Mädchen das Ziel mancher ehrgeiziger Bemühung

gewesen. Nach einem rasch durcharbeiteten Studium war dann die Zeit der Examensstille gekommen, und bald nachher hatte der junge Milder das Glück gehabt, in eine von den wenigst kümmerlichen Pfarreien des Landes, eine große, vom Verkehr nicht abgelegene Berggemeinde, gewählt zu werden.

Max Milder hatte sich zum Antritt der Lebensstellung auch mit einer Ehefrau versorgt, und seine Wahl war auf die hübsche Isa mit den glänzenden Augen gefallen, die man sich zwar allgemein nicht eben zur Pfarrfrau vorbestimmt gedacht hatte. Denn Isa trug sich elegant, war etwas stolz in Gesellschaft und hatte um ihrer schönen, fachlich geschulten Stimme willen viel Bewunderung und Verwöhnung in den Kreisen begeisterter Dilettanten erfahren. Doch die beiden waren sich so innig ergeben, daß sie zueinander drängten, wie ein Tropfen Wasser zum andern.

Milder bezog seine Pfarrei im Herbst. Es folgte in jenem Jahr ein Winter, der noch härter und länger war als sonst die Bergwinter in Hohenbuch. Die Kälte ging dann in eine trostlose sommerliche Regenfeuchte über, der bald die wenigen Kurgäste entreisten, die es mit der Hohenbuchener Luft in jenem kühlen Jahr versucht hatten. Und wieder kamen Herbst und Winter mit Einsamkeit, mit langen, trüben Tagen und verschneiten Wegen. Erst im zweiten Sommer brach die Sonne wieder zu steterem Weilen durch, und lang hatte sie zu wärmen, ehe alle Feuchtigkeit aufgetrocknet war. Reichlicher aber rückten dieses Jahr auch wieder die Sommertage aus der Stadt an. An einem Julisonntag hatte Pfarrer Milder zum erstenmal eine dichtbesetzte Kirche. Es mochte den und jenen, der Milder aus seiner Studentenzeit kannte, seltsam berühren, als er nun die noch immer überschlanke, biegsame Gestalt mit den schmal absallenden Schultern unter dem schweren schwarzen Gewand langsam einhergehen sah, als ob seine starren Falten die gelenfigen Glieder hemmten. Die Pfarrerin aber konnte man die gleiche unnahbare Miene in den Pfarrstuhl tragen sehen, mit der sie einst das Künstlerpodium betreten hatte.

Doch Pfarrer Milders Predigt war nicht dazu angetan, um Gefühle persönlicher Anhänglichkeit zu hätscheln. Er las seinen „andächtigen Zuhörern“ erst das Gleichnis vom reichen Junling vor, eindringlich und ausdrucksvooll mit seiner schönen Rednerstimme, und dann sagte er ihnen, ohne auf seinen Text weiter Bezug zu nehmen, daß es in unserer Zeit nur noch eine christliche und eine Bruderliebe gäbe, und das wäre die soziale, daß wir bis jetzt wohl bei Befriedigung alles Bedürfnisses nach edlen und hohen Genüssen ein Uebrigess an die armen Brüder gewandt hätten, es jetzt aber gälte, mit Hintansetzung dieser edlen Freuden aus ganzer Seele und mit kräftigster Fürsorge an dem Leid derer mitzutragen, die jahrzehntelang an ihrem Leibe und Fleisch gelitten hätten, und

an seiner Hebung zu arbeiten, und daß wir für dieses Mit-Leiden Gott danken dürfen als für eine hohe Gnade.

Es ging manch einer mit einem Kopfschütteln aus des „jungen Mannes“ Predigt. Milder selber aber sagte, als er beim Mittagessen nachdenklich vor der unberührten Suppe saß: „Habe ich wohl zu viel gesagt? Habe ich Anstoß erregt heut?“

„Das kann wohl sein,“ antwortete Isa. „Aber das braucht dich nicht zu kümmern, wenn du es sagen mußtest.“

Er widersprach ihr nicht; aber es lag wie ein unendliches Gewicht auf ihm, daß er den andern eine Verantwortlichkeit predigte, die er immer noch nicht ganz, nicht bedingungslos auf sich genommen hatte.

Er hatte in seiner Hohenbucher Einsamkeit das Elend kennen gelernt, nicht ein krasses, augenfälliges Elend; nur die stille, zwingende, durch Generationen ertragene Karglebigkeit, die in den niedrigen, lärmvollen Kammern der Handweber im Dorfe hauste. Er wußte, daß in den Stuben, die des Lichtes und der Luft ermangelten, das Siechtum herrschte. Er hatte unternährte Mütter gesehen, die lebensunfähige oder bresthafte Kinder zur Welt brachten, und diese Kinder sah er aufwachsen zu neuem, mit minderer Kraft ertragenem Elend. Er hatte das Jungvolk des Dorfes angesehen, unter dem es allmählich in Schwung kam, im Talort drunter die Fabrik zu besuchen; er konnte in der Kirche die Burschen und Mädchen, die drunter Beschäftigung hatten, an ihrer Blässe und ihrer kraftlosen Haltung wohl von den andern unterscheiden. Er war ein einziges Mal in der kleinen übelriechenden, lärm durchklapperten Fabrik gewesen und hatte da gestanden in der Scham seiner Tagesfreiheit, seiner Intelligenz, seiner erfreulichen menschlichen Würde. Er war nicht mehr hingegangen; aber das, was ihn dort beleidigt hatte, das fand er wieder in starkem und schwachem Anklang in den Nöten seiner Dorfarmen.

Er hatte die Überzeugung, daß er selber mit seinen Unterstützungsmittern wenig ausrichten könne; aber er spürte auch, sicherer mit der Zeit und endlich als unumgängliche Gewißheit, daß wer diese Not zu seiner eigenen mache, der kräftigste Helfer wäre; daß dieses Leiden einen Gekreuzigten verlangte.

Anfangs hatte er seine bisherige freudige Welt- und Lebensempfindung zweifelnd gegen diese Anschauung gerichtet. Bald aber war es ihm klar geworden, daß dieser Zweifel nur eine Ausflucht seines freudesüchtigen, genußersehnenden, weil so genüßfähigen, Wesens war. Und nun hatte er seine Verbindung der beiden Anschauungen erstrebt. Aber nachdem er sich eine kurze Zeitlang auf solchem theoretischen Umweg in die Stille geflüchtet hatte, wurde ihm eines Tages mit greller Leuchte gezeigt, daß er nirgends anders als auf dem Boden des Eigennützes stand.

Seine Frau hatte ihm ihr erstes Kind geboren und sich nur langsam von der Entkräftung erholt. Der Arzt hatte die mühsame Genesung von einer früher schon vorhandenen Herzschwäche hergeleitet und in der Stille den Pfarrer davon in Kenntnis gesetzt, daß die hohe Luft diesem mangelfhaft arbeitenden Herzen ungünstig sei, ja gefährlich werden könnte, und daß er ihm raten würde, womöglich eine Stellung in der Stadt oder in der Stromebene zu suchen.

Der Pfarrer war erschrocken ob dem Bericht über Ijas Schwäche; denn die Innigkeit ihrer ersten Liebe war um nichts vermindert, und es schien ihm fast unglaublich, daß der Schatten einer letzten Trennung, wenn auch nur in unsicherster Ferne, zwischen ihnen auftauchen konnte. Aber das Wort von einer notwendigen, nicht freiwilligen Übersiedlung, das hatte in ihm mit schreckbarer Freude angeklungen. Eine mühevoll zurückgedrängte Vorstellungswelt stand leuchtend und lockend da: die Stadt, die Stadt mit ihrem freudigen Winterleben, die Freunde, und dann Musik — er war nach ihr ungeduldig gewesen bis zu körperlicher Unruft — Musik!

Nicht lange dauerte des Pfarrers freudige Verwunderung. Es folgte in ihm eine Zerknirschung, ja, er ward in die schrecklichsten Engen des Kleinmuts und der Selbstverwerfung geführt. Er sprach seiner Frau nicht eher von dem Wort des Arztes, als bis seine Seele in den Kämpfen mancher Nacht und manchen Tages willenlos geworden war.

Aber die Entscheidung blieb bei ihm. Isa nahm den Bericht des Arztes ruhiger auf als er selber. Von Bedenklichkeiten ihrer Gesundheit wegen wollte sie nichts wissen, und im übrigen stellte sie das Bleiben oder Fortziehen in sein Ermessen.

Und Pfarrer Milder blieb. Es hatte einige fast unmerkliche Veränderungen im Haushalt gegeben: er forderte Frau Isa nicht mehr zum Singen auf abends, und heimlicherweise einmal hatte er seine Geige auf den Estrich gebracht. Er hoffte, nun mehr Ruhe zu haben. Und es ging wohl einige Zeit in einer dumpfen Sehnsuchtslosigkeit hin. Dann war der Kampf eines Tages wieder da in ihm, härter, schroffer als zuvor; und erbitterter brach er nun jedesmal aus, wenn seine Seele in kurzen Friedenszeiten ihre Streitkräfte wieder gesammelt hatte.

Ijas Befinden, das er in der Stille beobachtete, hatte sich gebessert, nur hie und da, ganz selten eimal, kam es vor, daß ihr Herz auf einige Augenblicke mit Schlägen aussezte. Es war dann ein Zustand der Beklemmung, mit körperlicher Angst verbunden, der aber nur Sekunden dauerte.

Hie und da, wenn Milder mit dem Arzt zusammentraf, fragte der ihn beiläufig, wie es mit der Anstellung im Tal stehe, worauf der Pfarrer immer die gleiche Antwort gab, er habe sich um keine Stelle beworben.

Nach dem ersten Mal, als über Isa die Beklemmung gekommen war, hatte Milder noch einmal von der Umsiedlung gesprochen. Er hatte sie gebeten, ja, sie in wahrer Bedrängnis gezwungen, eine Entscheidung zu treffen, ob er sich um eine Stelle in Tal oder Stadt bewerben solle. Aber sie hatte seine Besorgnisse zu zerstreuen gesucht und ihn wieder vor eine freie Wahl gestellt.

Er wußte wohl warum. In ihr war derselbe Zwiespalt wie in ihm, dieselbe seelische Notwendigkeit, dem abzusagen, was sie bis jetzt verehrt und gepflegt hatte. Aber sie wollte ihre Kampfesarbeit nicht noch ihm zu der seinen aufladen. Darum schwieg sie. Es war seit langer Zeit wie eine Verabredung zwischen ihnen, daß man sich in den Kampf, der ihrer beider Wesen entzweite, nicht mit Reden einmischt.

Wohl ein Jahr war nach der Predigt vom reichen Jüngling vergangen, als dem Pfarrer eine vorläufige Anfrage von der Synode zukam, wie er sich zu einer Wahl nach der Stadt stellen würde. Milder hat sich Bedenkzeit aus, da er sich augenblicklich in keiner Weise äußern könne.

Und nun siederte die Bedenkzeit hin, langsam anfangs und dann schneller und schneller, mit Verantwortungslast, mit grübelnd eingebohrt Gedankenwegen, mit hin- und hergeworfenem Schwergewicht der Seele — und ohne Klarheit und Ruhe zu geben. Nur Drängen und Einreden von allen Seiten brachte sie. Man wollte ihn in bester Meinung überzeugen, daß man es in der Stadt nicht mehr ohne ihn machen könne, daß er und er allein der richtige Mann für die zu besetzende Stelle sei. Sein liebster Studienfreund, der die akademische Laufbahn ergriffen hatte, wies ihn darauf hin, daß es durchaus nötig sei und für ihn ein Gewissensanliegen sein müßte, daß die Stadt, mit ihrem bedeutungsvollen und weiten Wirkungskreis, Vertreter eines neuen, auf die Tat dringenden und lebendigen Glaubens gewinne. Auch ein Wort von akademischer Beförderung und der einflußreichen Tätigkeit in solchem Amte ließ er fallen.

Und Milder gab endlich sein Ja, in Sturm und Drang; er wußte selber nicht genau, aus welcher Minute des Pflichtenstreits, der Gewissensangst heraus.

Isa hatte ihn wieder allein wählen lassen. Aber als sie an dem Abend, an dem der Entscheid gefallen war, bei ihm saß, floß ihm ihre ganze Zärtlichkeit lindernd, umhüllend zu, als sollte die Zerrung der letzten Wochen in ihrer Liebe geheilt werden.

Sie blieben nach der endgültigen Berufung nur noch zwei Monate in Hohenbüch. In dieser Zeit ging Pfarrer Milder einher, wie ein verwunschener, rastloser Geist. Isa konnte ihn nicht ansehen, ohne einen Jammer im Herzen. Sie verschwieg ihn endlich nicht mehr und sagte ihrem Mann, wenn er sich übereilt hätte, wenn er meine, besser wäre es

doch gewesen, zu bleiben, so solle er nur ja um ihretwillen nicht zögern, seine Zusage jetzt noch rückgängig zu machen.

Er schien über ihr Reden gar nicht verwundert. Er sagte nur: „Es geht nicht mehr. Ich bin gebunden. Und das Jämmerliche ist ja, daß ich mit jedem Tag ungeduldiger werde, davonzuziehen!“

Im Herbst kam der Umzug. Es gab viel Arbeit für Isa, und Milder bangte um ihre Gesundheit. Doch die Abreise kam und ging von statten ohne Störung.

Als sie ihren ersten gemeinsamen Ausgang in der Stadt machten, führte sie ihr Weg über den Domplatz. Aus der Kirche drang Musik. Es wurde Probe für ein geistliches Konzert abgehalten. Sie standen nicht weit von der kleinen Turmpforte, die sie offen wußten — sie kannten Wege und Gelegenheit von früher her — sie näherten sich, er brauchte nur noch zu fragen: „Wollen wir?“ und sie traten ein.

Da war's: der weite, hallende Raum, das Dämmerlicht im Chor, oben offene Fenster und hie und da ein Vogel, der schwirrend durch das Gewölbe strich.

Von der Empore klangen die Töne einer alten Messe. Sie stiegen einzeln rein und königlich auf oder jubelten im Chor durch die hallenden Höhen.

Max und Isa saßen im Seitenschiff, verborgen, als einzige Zuhörer. Vielleicht, wenn sie in einer zerstreulichen Konzertmenge gesessen hätten, so wäre der Eindruck nicht so überwältigend auf sie gedrungen. Aber so war nichts um sie als die alten, heiligen Töne und der gewaltige Raum.

Milder saß und kämpfte, sträubte sich und unterlag. Es war ihm, als lösten sich lauter heiße Quellen in seinem Wesen, als strömten sie mit Linder und doch schmerzvoller Gewalt die ganze harte Wehr, die er sich in seinem Innern gesetzt hatte, fort und fluteten weich und lösend bis in die letzte Falte seines Wesens. Es war ein Gefühl, wie er es nur als Kind gekannt hatte, schmerzlich weh und doch von überseliger, hingebender Wonne. Alles, was er über sich vermochte, war, daß er die Tränen zurückhielt. Als er die erste Bewegung verbissen hatte, dachte er an Isa und sah sie an.

Isa hatte nicht seine Kraft. Sie saß willenlos erschüttert, den Kopf tiefgesenkt; Tränen, schwere, klare Tränen tropften ihr unaufhaltsam in den Schoß. Als er das sah, brachte es auch ihn um die Fassung. Und jedes fühlte, was in dem andern vorging, und zitterte, nicht nur für den Bruch im eigenen Wesen, sondern mehr noch um den Riß in der Seele des andern.

Sie blieben lange an ihrem verborgenen Platz. Bis sie die Ruhe gefunden hatten, um wieder an die Außenwelt zu treten.

Über Isa aber kam in jener Nacht eine Stunde körperlicher Not, wie sie sie noch nie ausgestanden hatte. Milder schickte zum Arzt, obwohl er zu spät kommen musste, um ihre Bangigkeit zu lindern. Auch hätte er schwerlich etwas für sie vermocht.

Der Doktor war ein junger Mann, ein Duzfreund des Pfarrers. Als er Isa untersucht hatte, nahm er Milder auf die Seite.

„Milder,“ sagte er ernst, „du kannst von Glück sagen, daß ihr jetzt in dieser tiefen Luft seit und dort oben nicht — etwas Schlimmes passiert ist. Übrigens, dies kann nicht der erste Anfall gewesen sein?“

„Nein,“ sagte Milder, „kürzere, weniger schlimme, sind seit zwei Jahren vorgekommen.“

„Und du hast nie einen Arzt zugezogen?“

„Doch.“

„Und der Mensch hat dir nicht gesagt, daß die hohe Luft da droben verderblich, lebensgefährlich für sie war?“

„Doch.“

Der Arzt drang trotz seines Unmuts nicht weiter in Milder. Der hatte etwas im Blick und Haltung, das tieferes Forschen verbot.

Es war ein Grauen über ihn gekommen, ein Zerrbild seines eigenen Handelns vor ihm erstanden, das sich nur durch den unerschrockenen Blick seiner ehrlichen Seele endlich bezwingen ließ. Als er aber seiner Herr geworden war, meinte er zu fühlen, daß er nun keinen noch so verwirrten Pfad mehr zu fürchten brauche.

Wenn aber meine Mutter ihre Erzählung mit den Worten schloß: „Also, wenn die Menschen über das Ziel hinaus wollen, so legt ihnen Gott eigenhändig einen Hemmschuh an,“ so kam es uns vor, als sei dies die letzte Bedeutung ihrer Geschichte. Martha Geering.

